

Nr. 31. Bydgoszcz/ Bromberg, 9. Februar 1938



(18. Fortsetzung.) ———

„Hör' zu, Franz. Für Felicitas' Verhalten damals, als mich das Unglück ereilte, wird sich gewiß eine Erklärung finden. Ganz abgesehen davon, daß ich selbst in meiner entsetzlichen seelischen Verfassung ihr ja zuerst die Möglichkeit genommen habe, sich mit mir auch nur zu verständigen. Und dann, als ich dann gewartet habe, konnte sie das doch nicht wissen. Vielleicht war auch ihr Stolz verletzt. Und wer weiß, ob ich trotz allem von ihr eine durch Mitleid verwässerte Liebe überhaupt noch angenommen hätte. Du darfst also heute nicht empfindlicher sein als ich selbst es bin; darfst in Felicitas' Beurteilung nicht so streng sein. Und was könntest du ihr sonst vorwerfen?!" Ohne auf diese rein rhetorische Frage eine Antwort abzuwarten, schnellt Bernd von seinem Platz hoch und tritt hastig vor den schweigenden Freund:

„Ich will dir nun auch nicht länger verschweigen, daß Filicitas mir jetzt geschrieben hat. Das heißt nach Hamburg, damals gleich nach der geglückten Operation, von deren Erfolg sie gehört hatte. Sie schrieb gute Worte allgemeiner Freundlichkeit. Mir wollte aber scheinen, als trügen sie noch einen andern, verborgenen Sinn. Ich weiß nicht, ob ich das recht verstanden habe, will sagen, ob sie wirklich etwas dergleichen meinte, oder aber ob mir mein eigenes Gefühl etwas vorgegaukelt hat. Jedenfalls: ich habe ihr nicht geantwortet. Was ich als Blandines Gatte selbstverständlich unterlassen habe, ich tat es auch als ihr Witwer noch nicht ... Aber, wenn mir nun doch noch ein Glück beschieden sein soll, ein ganz großes Glück, ein Geschenk desselben Schicksals, daran ich bisher so schwer zu tragen gehabt habe, dann wirst du, mein einziger Freund, mir dieses durch keinen Schatten einer Schuld getrübte Glück doch nicht vergällen!"

Seine Erregung springt auf Helbing über.

„Bernd, ich wünsche dir aus tiefstem, neidlosem Freundesherzen alles Glück der Welt. Das mußt du wissen!"

„Ja, eben weil ich das weiß, kann ich deine seltsame Einstellung, dein sonderbares Wesen nicht begreifen; dort, wo es just um dieses, mein höchstes Glück geht."

„Felicitas Olgers ist nicht dein Glück!"

Woher willst du das mit so unumstößlicher Sicherheit wissen?"

„Aus meinem Gefühl für dich. Heute mehr denn je."

„Du bist voreingenommen, Franz. Warum, das weiß ich zwar nicht ..." Achselzuckend läßt Bernd sich wieder in den tiefen Sessel fallen.

Helbing schweigt. Er kann dem Freund nicht sagen, wie er, der wohl physisch sehend Gewordene, doch rettungslos mit Blindheit geschlagen ist.

„Siehst du", triumphiert Bernd, „nun fehlt dir die Entgegnung."

„Wir wollen uns nicht erregen, Bernd, sondern die Dinge doch erst mal an uns herantreten lassen."

„Hast recht," nickt Bernd dem Freund herzlich zu.

Und indes die beiden wiederum in Schweigen versinken, erhofft einer des andern Bekehrung. Doch während in Bernd frohe Erwartung aufsteht, erfüllt Helbing neben allem eigenen Leid bange Sorge um den ahnungslosen Freund, dem unausweichlich solch bittere Enttäuschung bevorsteht ...

*

Felicitas Olgers' Handlungen sind mitunter überraschend. Immer aber entspringen sie krassestem Egoismus, sind von Nützlichkeitserwägungen eingegeben und — raffiniert erdacht. Von einem klugen Kopf, unbeschwert von jeglichem Gefühlsballast, ungehindert von ethischen Momenten oder auch nur rücksichtsvollen Bedenken. Geschickt versteht sie ihrem Tun und Lassen das graziöse Mäntelchen harmloser Liebenswürdigkeiten umzuhängen. Unbeirrt verfolgt sie — nicht immer auf geradem Wege — ihr Ziel.

Als die Freunde mit Ilse Waldner am Sonntag nach Dahlem kommen, werden sie nur von den Geschwistern Lorenz herzlich begrüßt. Vergeblich spähen Bernds Augen nach Felicitas.

Man geht zu Tisch. Auch hier warten nur fünf Gedecke der kleinen Gesellschaft. Das fällt nun auch Helbing auf. Sein erstaunter Blick kreuzt sich mit dem fragenden des Freundes; ein Blickwechsel, der Ilse Waldner nicht entgeht und den sie natürlich richtig zu deuten weiß. Darnach stellt sie die unbefangene Frage:

„Wo ist denn Fräulein Olgers?"

„Abgereist," entgegnet Lorenz, und unverkennbare Genugtuung schwingt in diesem Wort. Die erstaunten Gesichter seiner Gäste gewahrend, fügt er noch rasch hinzu:

„Kurz und schmerzlos."

„Wohin?" entschlüpft es Bernd in nervöser Hast.

„Nach Danzig," erwidert Edith schnell. „Es kam alles sehr überraschend. Eine ehemalige Pensionsfreundin, die sie wohl schon früher eingeladen hatte, hat ihr jetzt wieder sehr dringlich geschrieben, und so hat Felicitas sich zu dem Besuch entschlossen. Sie sprach auch von einem Abstecher nach Zoppot. Begreiflicherweise zieht sie für den Hochsommer einen Aufenthalt im Seebad einem solchen in Berlin vor. Wenn ich die Wahl hätte, würde ich es auch nicht anders machen." Edith gerät absichtlich ins Plaudern, bemüht, keine Befremdung aufkommen zu lassen über die auffallend vergnügte Befriedigung, mit welcher der Bruder von der Abreise des Gastes gesprochen hatte. Dabei versetzte sie diesem Sünder wider alle Gesetze des guten Tons einen zwar heimlichen, aber bedeutungsvollen Fußtritt, der ihm klar zu verstehen gibt:

Wir wollen uns ruhig in aller Stille darüber freuen, daß Felicitas durch ihren plötzlichen Reiseentschluß so sehr unsern Wünschen entgegenkam, aber dies doch beileibe nicht so offen zeigen!

Der Bankier quittiert mit einem schuldbewußten Blick und intensiver Beschäftigung mit der Gemüseschüssel, aus der er stattliche Mengen auf seinen Teller häuft, indes Edith — ganz aufmerksame Hausfrau — sich an Helbing wendet: „Noch etwas Salat?"

Das launige Tischgespräch dreht sich dann um alle möglichen Dinge, so wie es zwischen Menschen gleicher Gesellschaftsschicht und verwandter Interessensphären eben der Fall ist.

Und auch die spätere Nachmittagunterhaltung im Garten gestaltet sich zu einem erfreulichen, anregenden Gedankenaustausch.

Herzlich, mit gegenseitigen freundlichen Dankesworten ist der Abschied.

Die Freunde bringen dann zuerst Ilse Waldner in die Pension „Splendid".

Kaum sind sie allein, stößt Bernd die Frage hervor: „Verstehst du das?"

„Was?"

„Flucht ist ein zu großes Wort. Nenne es Laune und nimm es nicht tragisch."

„Franz!"

„Ich meine es doch gut mit dir, Bernd."

„Wenn ich das nicht wüßte, müßte ich dir ganz anders entgegnen."

„Du weißt also, daß ich — gewiß nicht leichten Herzens — aus einer Überzeugung heraus spreche, die mich dazu treibt, alles aufzubieten, um dich von dieser Leidenschaft zu heilen."

„Du gehst, mein lieber Franz, aber bei aller ehrlichen Absicht eben von der falschen Voraussetzung aus, daß meine Liebe zu Felicitas eine Krankheit sei."

Nun sind sie wieder an jenem Punkt angelangt, da Helbing auf eine weitere Entgegnung verzichten muß. Denn, wollte er nun schonungslos Felicitas' Charakter enthüllen, so würde er damit nur den Freund verlieren, ihm aber nicht die Augen öffnen. Zu genau weiß er, daß Bernd diese bittere Wahrheit nicht früher glauben wird, bevor er sie nicht mit tausend Schmerzen selbst erfährt. Heute, in dieser Stimmung, würde er eher das Unmögliche für möglich halten, also auch ihm, Helbing, eine Verleumdung zutrauen.

Schweigend haben die beiden das Rainerhaus erreicht.

Herzlich legt Bernd den Arm um des Freundes Schulter:

„Ich werde dich schon bekehren, dich ungläubigen Thomas, der in seiner ängstlichen Besorgtheit um mich auf die unmöglichsten Ideen verfällt. Und als erstes laß dir von mir sagen, daß wir beide in unserer Überraschung über Felicitas' unvermutete Abwesenheit an den doch klaren Motiven vorbeigesehen haben, die sie zu diesem plötzlichen Verlassen Berlins gerade jetzt bewogen haben."

„Ach . . ." Helbing kommt über diesen kläglichen Einwurf nicht hinaus. Es ist so namenlos schwer, Bernds naiver Gläubigkeit seine Zweifel entgegenzusetzen, mögen solche noch sehr begründet sein. Und nun erklärt Bernd dem Freunde aus der entwaffnenden Überzeugung seines ehrlichen Herzens gar:

„Scheu ist es, nichts anderes als mädchenhafte Scheu ist der Grund, warum sie mich jetzt meidet; ein natürliches Taktgefühl gebietet ihr dies Ausweichen. Der Respekt davor." Er zeigt auf den schmalen schwarzen Flor, den Emil stillschweigend an den Ärmel seiner Anzüge geheftet hat, seit noch eine angemessene Zeit vergehen. Dann kommt sie wieder. Bestimmt."

„Ja . . ." bestätigt Helbing schwer und düster Bernds letzte, fast jubelnde Versicherung. „Sie kommt bestimmt wieder!"

*

„Wir werden uns langsam, aber sicher zur Abreise rüsten, Helmakind," sagt Ilse Waldner beim Frühstück, das sie mit ihrer Schutzbefohlenen in der Pension „Splendid" einnimmt.

Helmas Löffel klirrt bedenklich gegen die Teetasse und Schreck mit Verständnislosigkeit gemischt, klingen aus ihrem Ausruf:

„Abreise?! Wieso?" Dann setzt sie in banger Verwirrung noch hinzu: „Warum und wohin?"

„Komische Fragen, Kind. Hast wohl vergessen, daß ich mich selbst nur vorübergehend, besuchsweise in Berlin aufhalte, in Dresden aber meinen ständigen Wohnsitz und meinen Pflichtenkreis habe."

„Mußt du denn schon zurück, Tante?"

„Ich „muß" insofern, als ich hier nun nichts mehr zu tun habe, das heißt, niemandem mehr von Wichtigkeit bin; meiner Freundin Förster hingegen nicht länger als notwendig die ganze Arbeit der Pensionsführung allein überlassen will."

„Und ich?"

„Was heißt, du?"

„Ich meine, warum muß ich fort von hier?"

„Weil dein Vater dich zu mir geschickt hat, aber nicht nach Berlin."

„Aber ich bin doch noch nicht fertig mit allen Sehenswürdigkeiten hier."

„In Dresden gibt es deren auch eine schwere Menge und kaum mindere als hier."

„Das kann schon sein und Dresden interessiert mich natürlich sehr — übrigens muß ich unbedingt auch München kennenlernen, wenn ich schon mal in Deutschland bin, das haben Burkhardts mir dringend geraten — aber jetzt sei lieb und gut und gönne mir erst mal Berlin wenigstens noch bis zum Ende dieser Woche! Bitte! Bitte!" Stürmisch fällt Helma ihrer Erzieherin um den Hals und fleht: „Schau es sind doch nur noch drei Tage!"

„Meinethalben, Wildfang, wenn dir gar so viel daran liegt."

Ach, es liegt Helma unendlich viel daran! Denn just so lange bleibt auch noch Papa Burkhardt — längst gibt sie dem Gerichtspräsidenten diesen Namen — noch in Berlin . . .

Er hat seinem großen Jungen sowohl sein überraschendes Kommen, als auch sein weiteres Verbleiben in der von ihm stets besonders geliebten Reichshauptstadt mit so viel Geschick verständlich gemacht, daß den Referendar nicht der geringste Zweifel an allen diesen Zufälligkeiten und Harmlosigkeiten ankommt.

Die Anwesenheit seines alten Herrn tut ihm wohl. Zuerst ganz instinktiv empfunden, wird es ihm bald bewußt, daß der Vater, der stets sein bester Freund gewesen war, ihm eine Brücke baut, darauf er sich aus dem qualvollen Labyrinth von Gedanken und Empfindungen zurückfindet zu seinem eigenen Ich, das sich allmählich beruhigt.

Und das beginnt er an einem Morgen zu fühlen, da er mit seinem Vater, fern aller pathetischen Aussprache nur wenige, ganz schlichte, aber bedeutungsvolle Worte wechselt über Blandine Mathesius, die junge Kollegin, über Blandine Rainer, die offizielle Gattin des Blinden und seine Chefin, über die durch ihren tragischen Tod verklärte Idealgestalt der Frau, der seine erste, heiße, stürmische Liebe gegolten hat.

Von dieser Stunde an kommt das Wilde, Aufgewühlte, Zehrende in ihm zum Schweigen. Er wird ruhig und spürt, daß er nach einem schweren Fall die Glieder noch bewegen kann.

Wohl nimmt er noch einen längeren Urlaub von der Kanzlei. Aber er schließt sich nicht mehr ängstlich ab, er begleitet seinen Vater dahin und dorthin, zeigt wieder natürliches Interesse am Geschehen der Umwelt. Und freut sich einer Begegnung mit Will, deren Zufall ein Werk des Vaters ist, den die geglückte List mit Genugtuung erfüllt.

Und dann treffen sie verabredetermaßen immer wieder zusammen: Burkhardt senior, Burkhardt junior und Kamerad Will. Sei es für kleine Spaziergänge, oder auch Fahrten in die Umgebung, sei es zum Besuch eines Gartenkonzerts oder bei der Besichtigung einer Berliner Sehenswürdigkeit.

Das sind dann stets sehr schöne Stunden, ohne daß je irgendein großes oder besonderes Wort in ihnen fällt.

Aber in Helmas jungem Herzen hebt ein zartes Singen und Klingen an. Mit jedem Nerv und Atemzug ihres Wesens, mütterlich und kindlich Liebende zugleich, entsteht in ihr die seelische Bereitschaft der Frau, den Mann zu empfangen, der zu ihr findet.

Aus dieser traumhaft zärtlichen Stimmung schreckt sie die nüchterne, befehlende Verfügung Ilse Waldners, ihren Koffer zu packen.

Und nun klammert sie sich an die Galgenfrist der letzten drei Tage, die ihr die Güte ihrer mütterlichen Freundin zugestanden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Das kleine Reh.

Erzählung von Frida Schanz.

„Holzschnitzer? Ach nein, das bin ich nicht. So darf man mich nicht nennen. Ich bin nur ein Schuster. Ein paar gute Bergschuhe machen, ein Paar so fest besohlen und benageln wie die Ihrigen dahier, das kann ich richtig und das kann ich alle Tage. Aber zu einem Schnitzstück muß mir Lust und Laune mal besonders ins Blut kommen, sonst wird das nichts, und deshalb möchte ich mich auch von keinem einzigen Stück gern trennen."

„Nicht von einem einzigen? Von dem kleinen Rehkitz da zum Beispiel, wenn ein Käufer sich das sehr wünschte und etwas Rechtes dafür böte?" fragte meine im Herausfinden versteckter Kostbarkeiten scharfsichtigte Begleiterin.

Der Mann auf dem Schusterschemel lachte voll jungenhafter Spitzbüberei.

„Daß Sie das haben möchten, glaub' ich Ihnen wohl. Zufällig ist mir das aber gerade am wenigsten feil. Denn sehen Sie, das kleine Tier hab' ich mal in einem einzigen Zupacken rasch geschnitzt, um mir sein Urbild ein für allemal aus dem Sinn zu schlagen.

Grad umbringen könnt's einen, wenn einem so ein hilfloses Ding mit dem brechenden Blick nicht aus der Erinnerung will. Im Leben werd' ich kein Reh mehr schießen. Ich will's offen gesteh'n, ich bin eine Zeitlang ein rechter Loderer und Herumtreiber gewesen, hab's bis an den Rand kommen lassen, wo die Menschenseele nur wie durch ein Wunder unbeschädigt davonkommt. Aus dem Zwiespalt im Blut kam das her, aus dem halben Erbteil, das mir aus dem Schnitzertalent der großen Schnitzerfamilie zuteil geworden. Den andern war das fest eingeboren, in mir war nichts, worauf ich mich verlassen konnte. Ich hatte entweder gar keine Lust oder übermäßige. Beim Vater galt der unzuverläßliche Lehrling als faul. Kurzerhand wurde ich für die Schuhmacherei bestimmt. Aber ich fand auch hier nicht zurecht. Zuviel von dem andern, Unberechenbaren lag mir doch im Blut. Ein Halber, — weniger als ein Halber, — bin ich gewesen. Bestellte Arbeit hab' ich zu machen versäumt, angefangene vernachlässigt. Wie schlechte Pilze hat die Lotterei schließlich in mir gewuchert. Zu trinken und zu spielen hab' ich angefangen. Den Bummler, der sein Geld verspielt, lockte dann die Wilddieberei. Ehe ich mich versah, stand ich auf einmal am Abgrund.

Ein Mädel hat mich da grad noch zurückgerissen. Als ich mich mit meiner Zenzl, dem feinen, ordentlichen Ding versprochen hab', war wieder Halt unter meinen Füßen. Das Mädel und seine Liebe wurden mein großes Glück.

Rasch haben wir geheiratet. Mit dem Eheglück kam die Arbeitslust. Gern ist man zuhaus, gern schafft man, wenn man weiß, wofür. Nur, die Leute haben mir noch nicht geglaubt, die Umkehr nicht gleich zugetraut. Die Kunden von früher waren sehr verärgert, vergrämt. Die Not kam. Als nach dem ersten heimeligen Winter ein langer, nasser Sturmfrühling folgte, konnte mein Weibel nicht mehr wie vorher verdienen gehen, meine Schusterei brachte nichts, das Schnitzertalent war wie ausgeblasen. — — Da ist's mal über mich gekommen, einen schönen Sonntagsbraten hab' ich für mein elend gewordenes Fraule heranschaffen wollen. Ich wußte, wo auf einer Waldblöße an Mondabenden öfters Rehe standen. Und wie im Fiebertaumel hab' ich damals im ungewissen Licht auf eins angelegt. Das Tier entkam. Aber ich wußte doch, ich hatte getroffen. Und so war's. Auf ein Muttertier, das mit seinem Kitz im Baumschatten stand, hatte ich angelegt; das Kleine, das sich noch auf seinen zitternden Ständerchen aufrecht hielt, blutete aus einer schweren Wunde. Mit einem wimmernden, unheimlichen Ton hat's geklagt. Aus brechenden Augen hat's mich angeschaut. Ich hab' das Starre, Tote nicht anrühren, um die Welt nicht mitnehmen können, ich bin selber wie angeschossen gewesen, als ich, den Schießprügel über der Schulter, nach Hause lief. Mein Weib hat wohl mein verstörtes Wesen gesehen, jedoch nicht gefragt. — — —

In einem Monat, meinten wir, sollte die Frau in die Wochen kommen. Wie die Kinder hatten wir uns darauf gefreut.

In der Nacht wach' ich auf, ein fieberndes, graulliches Wimmern vom Bett meiner Frau her, hat mich geweckt. Unwillkürlich hab' ich im halben Schlaf gedacht, ich höre das kleine Reh. Aber etwas anderes war's. „Die Nachbarin holen", hat mein Weib gefleht. Als die Helferin kam, war aber alles schon geschehen. Zwillinge waren geboren. Ein paar sterbenselende Dinger, wahre Gespensterlein, haben mich aus brechenden, braunen, todtraurigen Augen angesehen.

Von denen war's eins. Von denen hat eins mit der Stimme des verendenden Rehleins gewimmert, — mit stillem Grauen hat mich das überrannt. Welches? Welches? Welches kann es gewesen sein. Daß die Dinger nicht leben konnten, hat die Nachbarin mit dem ersten Blick erkannt und ausgesagt.

Ich bin ein Weichling gewesen, wochenlang, monatelang, zum erstenmal in meinem Leben hat etwas Unheimliches mich besessen. Abwechselnd sah ich die beiden Elendsbilder dem Tod verfallen, bald meinte ich dies, bald das andere müsse es sein, das beim Eintritt ins Leben den kläglichen Todeston ausgestoßen hatte. Meinem Weib ging's elend schlecht, aber die Kinder hatte sie vom ersten Augenaufschlag an mehr als lieb, eines wieder herzugeben, hätte sie wohl umgebracht. Überwach bin ich gewesen, über mich selber hinaus wach und lebendig in jener Zeit. Ich bin um Arbeit gerannt. Ich hab' gearbeitet wie ein Wilder, hab' mich ganz fest mit der Arbeit verbunden.

Alle möglichen Stärkungsmittel hab' ich meiner Frau verschafft, für die Kinder hab' ich Eier gequirlt, Suppen gekocht. Ja, mei — was soll ich Ihnen sagen? Nach ein paar Monaten sind sie nur so aufgequollen, die Schlingel, ans Sterben hat keiner mehr von ihnen gedacht. — Protzendick, eichenfest sind sie heute.

Gottlob, mit den Kindern ist auch mein Weib gesund geworden, und ich bin's auch. Als das verendete Rehle endlich nicht mehr in meinen Gedanken gespukt hat, hab' ich die kleine Nachbildung einmal geschnitzt. Zum Verkaufen ist so was nicht. Zum Verschenken — vielleicht eher — —

Aber gelt, Zenzl" —, und er wendet sich zu seinem schönen, jungen Weib, „das tun wir auch nicht; gelt, das fällt uns nicht ein." —

Runengeheimnisse auf der Osterinsel.

Neue Forschungsfahrten nach dem sagenhaften Südsee-Eiland.

Die einsame Osterinsel im Stillen Ozean hat wegen der auf ihr gefundenen riesigen Steinbildsäulen und sonstigen Reste eines rätselhaften hochkultivierten Volks schon seit ihrer Entdeckung im Jahre 1722 durch den Holländer Roggeveen immer wieder Neugierde und Erstaunen hervorgerufen. Wir geben im folgenden einige Ergebnisse neuerer Forschungen wieder, die von Professor Branchi von der Universität San Franzisko vorgenommen wurden.

Das Rätsel der Osterinsel, die von den Eingeborenen „Nabel der Welt", Rapa Nyi genannt wird, ist durch die neueren Forschungen, besonders der nordamerikanischen Expedition Fahlenstock, seiner Lösung insofern näher gerückt, als man die bekannten riesigen Göttersteinstatuen, die Mohai (Ahnenbilder), jetzt der Kultur eines ganzen versunkenen Kontinents zuzuschreiben geneigt ist. Die Annahmen über Schicksal und Ursprung dieser einzigartigen und großartigen Kultur sind durch neuere Untersuchungen bestätigt worden. Es scheint also, daß diese vulkanische Osterinsel in der Tat nur der Rest eines großen Erdteils ist, der sich in prähistorischer Zeit zwischen Südamerika und Ozeanien erstreckte. Heute liegen 3600 Kilometer Meeresfläche zwischen der Insel und dem nächsten Festland, der chilenischen Küste.

Auch zu den umliegenden Inseln haben sich jetzt kulturelle Beziehungen nachweisen lassen. Auf einem etwa 40 Tonnen großen Steinblock, auf einer der Fidschi-Inseln fand man ein riesiges Hakenkreuz (Svastika) eingemeißelt, das nach Technik und Stil den Entdeckungen der französischen Expedition Metraux auf der Osterinsel entspricht. Hier fand man, neben den riesigen Steinmonumenten, gleichfalls seltsame Felsritzungen im gewachsenen Stein. Die Forscher behaupten, daß die neuerlichen Funde, wenn man sie mit denen vergleicht, die längs der Küste Südamerikas in Chile und Columbien gemacht wurden, die Existenz einer uralten

Kultur eines zahlreichen Volkes beweisen. Diese Kultur konnte nicht auf einer verlorenen Insel im weiten Ozean entstehen, sondern muß sich in einem heute verschwundenen Kontinent entwickelt haben. Die Svastika findet sich in Columbien sogar noch heute — als Marke der Viehzüchter! Im Inkamuseum in Lima (Peru) ist dieses weitverbreitete uralte Zeichen ebenfalls auf einer Reihe von monumentalen Stellen vertreten.

Professor E. Branchi, ein Italiener von der Universität San Franzisko, hat bei der Chilenischen Regierung durchgesetzt, daß die Insel zum Nationalmonument erklärt wird, um sie vor weiterem Ausplündern archäologischer Schätze zu bewahren. Professor Branchi hat seit 17 Jahren diese Fragen der Osterinsel studiert und auch in Chile ein Buch darüber veröffentlicht. Er hat die Insel mehrfach bereist. Vom chilenischen Hafen Valparaiso, der ganze 3900 Kilometer entfernt ist, fährt nur einmal im Jahr ein kleiner Dampfer dorthin. Er gehört einer englischen Gesellschaft, welche diese Insel für Viehzucht ausnutzt. Die am nächsten vorüberführende große Dampferroute liegt immerhin 800 Kilometer von der Insel entfernt.

Der Gipfel der vulkanischen Osterinsel hat etwa die Form einer dreieckigen Hochfläche und dieser letzte Gipfel ist offenbar alles, was von dem Kontinent übrig blieb. Allein 6 vulkanische Krater umlagern diesen Gipfel; sie haben sich jetzt in kleine Seen verwandelt. Scharen von Riesenstatuen, die 4—18 Meter hoch aufragen, sowie zerstörte Grabanlagen bilden den Rest einer versunkenen Welt. Die berühmten Seefahrer Cook, La Perouse, Vancouver und auch romantische Reisende, wie Pierre Loti, der bekannte französische Dichter, haben mit Staunen diese Zeugen einstiger Kultur auf der einsamen Insel gesehen. Daß die jetzige polynesische Bevölkerung Urheber dieser Schrift-Runen und der gewaltigen skulpierten Bildgestalten sind, ist ausgeschlossen. Bei der Entdeckung der Insel fand man noch etwa 200 der Eingeborenen vor. „Te-pito-te-henna" oder auch „Rapa Nyi" nannten sie selbst die Insel.

Jene Statuen von 4—18 Metern Höhe und bis zum Nagel modelliert, ruhen auf flachen, steinernen Platformen. Sie sind aus vulkanischem dunklen Gestein und haben ursprünglich alle eine Art Hut aus roten flachen Steinen auf dem Kopf gehabt. Es sind nur männliche Statuen gefunden worden. In dem Talzirkus, der von den Vulkanen gebildet wird, stehen 400 Statuen, d. h. sie stehen noch aufrecht oder sie liegen am Boden, stecken halb im Boden oder stecken gar noch innerhalb des rohen Steines, aus dem sie herausgearbeitet werden sollten. Denn eine Naturkatastrophe muß diese Menschen in größter Eile von ihrem Werk weggerufen haben. Einige der Bildsäulen lagen auf dem Wege zu den Riesenaltären, wo sie entweder als Abbilder des Verstorbenen oder als Wächter eines Grabes verwendet werden sollten. Hammer, Werkzeug und Meißel — natürlich von primitiver Art dieser Handwerker-Künstler sind noch am Boden neben der halbvollendeten Statue liegen geblieben. Die Menschen mußten vor irgend einer Naturkatastrophe flüchten.

Wenn vielleicht auch nicht ein ganzer zusammengehörender Kontinent, so lag doch jedenfalls früher ein Kranz fruchtbarer Inseln, vielleicht schon als Restprodukte einer früheren Katastrophe, um dieses Ahnenheiligtum herum. Allein schon die Tatsache, daß es auf der Osterinsel selbst keinerlei Holz gibt, daß aber hölzerne Schrifttäfelchen (einige davon im Berliner Völkerkundemuseum) gefunden wurden, beweist, daß dieses Holz von anderen Punkten herstammen muß. In den Sagen der Eingeborenen hat sich auch noch die Legende von einem „großen Weisen" und von einer weisen Ordnung des ehemaligen Staatswesens erhalten. Die Älteren der heutigen Bewohner sollen auch seinerzeit noch die Inschriften haben entziffern können. Die Erbauer der Steinmonumente müssen jedenfalls große Seefahrer gewesen sein, wie man aus den Hauskonstruktionen sieht, die halb Haus, halb umgekehrtes Boot sind. Auch Reste großer Hafenanlagen fand man noch, was ebenfalls einen früheren Holzreichtum für Fahrzeuge voraussetzt.

Welche weiße Rasse von jedenfalls hoher Intelligenz dort gewirkt und ihre Spuren hinterlassen hat, bleibt zunächst noch ein Rätsel. Feuer- und Wasserkatastrophen haben offenbar ein einst blühendes und hochstehendes Gemeinwesen zerstört. — Es blieb nur ein kläglich vegetierendes Volk auf einer verlassenen Insel.

Ein Kriminalist auf Freiersfüßen.

Rodrigo Sanchez, ein junger Beamter der Lissaboner Geheimpolizei, erwog seit längerer Zeit den Plan, einen Hausstand zu gründen, und da ihm sein anstrengender Beruf bislang wenig Zeit für Damenbekanntschaften gelassen hatte, wählte der zukünftige Ehekandidat den vielfach bewährten und durchaus nicht absonderlichen Weg einer Heiratsanzeige. Viele Hunderte von heiratslustigen Damen meldeten sich, und Rodrigo hatte in seinen Mußestunden genug zu tun, die eingegangenen Schreiben und Photographien zu sichten. Nach eingehender Prüfung entschied er sich schließlich für ein Mädchen, das ihm, nach Bild und Schreiben zu urteilen, außerordentlich zusagte und von dem er das ihm schon so oft gerühmte Eheglück erwartete. Befriedigt von seiner vorläufigen Wahl begab sich Rodrigo am nächsten Morgen zum Dienst — das Bild der Holden in der Brusttasche. Er war innerlich recht beschwingt, der gute Rodrigo, und seine gehobene Stimmung steigerte sich noch, als er von seinem Vorgesetzten den wichtigen und ehrenvollen Auftrag erhielt, die Spur der geschicktesten Taschendiebin der portugiesischen Hauptstadt ausfindig zu machen. Die „rote Elvira" war schon vielfach vorbestraft, aber in letzter Zeit hatte sie es geradezu meisterhaft verstanden, der Polizei zu entwischen. Rodrigo, von der Außerordentlichkeit seines Auftrages bis zum Platzen geschwellt, machte sich sofort an das Studium des sehr reichlichen Aktenmaterials. Als er aber das Bild der Verbrecherin zu Gesicht bekam, erblaßte er. Was war denn das? Die „rote Elvira" glich ja aufs Haar der Holden, die er, Rodrigo, zu ehelichen beabsichtigte. Wieder und wieder verglich er die Photographien. Nein, eine Sinnestäuschung war unmöglich! Schweren Herzens machte sich Rodrigo auf den Weg zum schriftlich verabredeten Stelldichein, das nun, seines Reizes beraubt, nichts weiter werden sollte als ein Verbrecherfang. Heimlich hoffte der junge Mann noch, daß alles sich als ein Irrtum herausstellen würde, aber die geschickt geleitete Unterredung mit der Schönen ließ keinen Zweifel mehr daran, daß es sich hier tatsächlich um die gesuchte Verbrecherin handelte. — Die „rote Elvira" mag nicht schlecht gestaunt haben, als sie sich statt bei den „Schwiegereltern", wohin Rodrigo sie angeblich führen wollte, in dem höchst einfach und zweckmäßig ausgestatteten Raum einer Gefängniszelle fand.



Lustige Ecke



Tief verschneit.



„Ich befürchte, daß das Silberbrautpaar die Musik nicht hören kann, sie wohnen nämlich parterre!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.